

NZZ am Sonntag

Nahostkonflikt

Es braucht einen palästinensischen Partner

Ob man das gut oder schlecht findet: Israel wird den Gazastreifen wieder besetzen, um die Sicherheit seines Landes garantieren zu können. Die USA drängen nun aber darauf, dass die Palästinensische Autonomiebehörde (PA) von Mahmud Abbas bei der Verwaltung von Gaza integriert wird. Weshalb ausgerechnet die PA? Die Behörde kann schon das Westjordanland nicht richtig verwalten, wie soll das in Gaza gutgehen? Die Führung ist korrupt und verhasst bei der palästinensischen Bevölkerung. Sie ist ohne jede Legitimation, liegen freie Wahlen doch schon Urzeiten zurück. Dennoch haben die Amerikaner recht. Man muss die PA in die Zukunft Gazas integrieren: Denn es gibt im Moment keine Alternative. Netanyahu schliesst den Schritt kategorisch aus. Dabei war er es, der die PA jahrelang geschwächt und mitgeholfen hat, dass die Hamas in Gaza an der Macht bleibt. Israel und die internationale Gemeinschaft müssen nach dem Ende des Krieges mit den Palästinensern ein neues Gaza aufbauen. Die grösste Gefahr ist, dass bald auch im Westjordanland ein Krieg ausbricht. Das wäre dann das Ende der PA und fatal. Immerhin gab es diese Woche einen Lichtblick. Netanyahus Berater für nationale Sicherheit hat die Zusammenarbeit mit der PA nicht mehr kategorisch ausgeschlossen. *Gordana Mijuk*

Fachkräftemangel

Das Problem sind auch die Personalabteilungen

Es herrscht Fachkräftemangel. Der Arbeitsmarkt ist ausgetrocknet. Firmen müssen im Ausland rekrutieren. Wirklich? Die Sachlage ist nicht immer so klar, wie sie von Arbeitgebern geschildert wird. Denn Personalabteilungen und die Algorithmen, die diese zunehmend einsetzen, sortieren jeweils eine beträchtliche Anzahl von Kandidaten präventiv aus: all jene Menschen, die nicht ins enge Raster der risikoaversen Personalabteilungen passen, da sie ungewöhnliche Werdegänge haben. Oder auf dem Papier nicht zu 100 Prozent das mitbringen, was angeblich unabdingbar für die offene Stelle ist. Es gibt eine Nulltoleranz gegenüber Abweichungen beim Anforderungsprofil. Diese Methoden des Abhakens sorgen dafür, dass manche Stellensuchenden, die fähig und leistungsbereit sind, auf dem Arbeitsmarkt schlechte Karten haben. Und ob mit den gängigen Suchmethoden wirklich immer die Besten den Job bekommen? Es darf bezweifelt werden. Oft kommen einfach die Streber zum Handkuss. Vielleicht sollte man die HR-Leute einmal in corpore rauswerfen, damit sie sich neu bewerben müssen. Und so das von ihnen geschaffene System aus einer Aussenperspektive kennenlernen können. *Markus Städeli*

Gleichberechtigung

Zofingia obsiegt – zum Glück

Bei der ETH Lausanne hatte man die fixe Idee, Gleichberechtigung liesse sich am besten per Verbot herstellen. Die Hochschule verweigerte darum der männlichen Studentenverbindung Zofingia - in Lausanne zählt sie 40 Studenten - die Anerkennung. Die Verbindung sollte fortan weder Logo noch Räume der Hochschule nutzen dürfen. Ganz anders als die EPFelles, eine weibliche Lausanner Verbindung. Diese habe eben Vereinsziele, die ans Geschlecht gebunden seien, hiess es schmalplippig. Das Bundesverwaltungsgericht hat der ETH nun mit Verweis auf die Vereinigungsfreiheit eine Abfuhr erteilt. Zu Recht. Irgendjemand sollte den Kleingeistern der ETH erklären, dass erstens Diversität etwas Schönes und zweitens ein biertrinkender Verein von Männern bloss ein *safe space* ist - also auch unter wokem Aspekt eine unterstützungswürdige Sache. *Thomas Isler*

Chappatte



Der externe Standpunkt

Wie soll das bloss gehen, Friede auf Erden?

Am Schauplatz der Weihnachtsgeschichte dominieren derzeit Hass und Gewalt. Und doch erzählt die Botschaft «Uns ist ein Kind geboren!» von einem Neuanfang, der möglich ist, **schreibt Rita Famos**

Die Weihnachtsgeschichte beginnt mit Statistik. Die etwas hochtrabende Formulierung «Es begab sich aber zu der Zeit ...» kündigt nicht das Jesuskind an, sondern eine Volkszählung als Grundlage für die Steuererhebung. Sie soll, wie im zweiten Vers der Weihnachtsgeschichte bei Lukas nachzulesen ist, zum ersten Mal durchgeführt worden sein. Das Weihnachtsfest hat sich im Laufe der Jahrhunderte stark gewandelt, und bei so viel Wandel ist es fast rührend, wie unsere Gesellschaft an der weihnachtlichen Tradition von Statistik und Geld festgehalten hat: Pünktlich zum Jahresende und zum Auftakt der Adventszeit wird das jährliche Credit-Suisse-Sorgenbarometer veröffentlicht, in den Medien rezipiert und in Politik und Wirtschaft diskutiert.

Die grössten Sorgen bereiten uns Schweizerinnen und Schweizern die Lebenshaltungskosten, der Lebensstandard und die finanzielle Sicherheit. Vor allem die steigenden Krankenkassenprämien machen uns zu schaffen. Auch die weltpolitische Grosswetterlage lässt uns nicht kalt, aber sie äussert sich eher in der Sorge um Inflation, Teuerung und Migration. Diese Sorgen sind konkret und ernst.

Kann ihnen die Weihnachtsgeschichte etwas entgegensetzen? Der Blick auf die individuellen Sorgen kommt eigentlich aus der entgegengesetzten Richtung der Weihnachtsgeschichte. Diese konzentriert sich zwar zunächst auch auf die Einzelschicksale von Maria und Josef, leitet damit aber geschickt den Effekt ein, der durch den abrupten Wechsel in den Weitwinkel entsteht: «Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkünde euch grosse Freude, die allem Volk widerfahren wird: Euch ist heute der Heiland geboren, der Gesalbte, der Herr, in der Stadt Davids.» (Lk 2,10) Die eine Geburt dieses Kindes, dessen Eltern in einem Seitenarm der römischen Herrschaft an einer Volkszählung teilnehmen müssen und das deshalb in einem

Stall zur Welt kommt, hat - so verkündet es der Engel - eine schier unermessliche Bedeutung für alle Menschen.

Das ist nicht selbstverständlich. Seit zwei Jahrtausenden ringen Christen darum, was diese frohe Botschaft für die Menschen ihrer jeweiligen Gegenwart bedeutet. Gerade jetzt scheinen Heil und Frieden nicht nur global, sondern ganz konkret an den Schauplätzen dieser Erzählung, in Jerusalem, Gaza, Bethlehem, Nazareth und Ägypten, unerreichbar fern. Wir haben die Bilder vor Augen: gequälte Frauen in blutgetränkten Jogginghosen, geschlagen, vergewaltigt, ermordet. Kinder, die sich an ein Stofftier klammern, während sie als Geiseln auf Pick-ups verladen und verschleppt werden. Ganze Familien auf der Flucht vor den Bomben, am Ende ihrer Kräfte.

Angesichts dieser brutalen Realität stellt sich die Frage: Wie soll das bloss gehen,

Friede auf Erden? Das Heil der Welt? In biblischen Zeiten wie heute ist dieser irdische Friede, nach dem wir uns sehnen, die Ausnahme und nicht der Normalzustand. Gott hat sich an Weihnachten einem Volk gezeigt, das aus der Sklaverei fliehen, zwischen Grossmächten diplomatisch taktieren und die Demütigung von Zerstörung und Deportation ertragen musste. Der angekündigte Retter endete nicht auf dem Thron, sondern am Kreuz. Der Friede, den er verheisst, ist kein Weltfriede, sondern ein Friede mit Gott. Und das Reich Gottes, das Jesus verkündet, ist keine Sozialutopie, er spricht zuerst von der Kraft, die entsteht, wenn uns vergeben wird und wir einander die Schuld erlassen. Noch ist es unsere kriegerische Welt, in der der Heiland in Windeln liegt. Aber durch ihn wissen wir, dass es eine Welt ist, die durch die Kraft der Vergebung jederzeit neu beginnen und den ersten Schritt in eine neue Zukunft tun kann. Und diese irdischen Friedensinseln, die wir mit unseren Neuanfängen schaffen und als Friedensstifter erproben, weisen auf den letzten, himmlischen Frieden hin, den wir am Ende der Zeiten erwarten.

Christenmenschen glauben und hoffen, dass die vergewaltigte und ermordete Besucherin des Musikfestivals und das unter den Trümmern erstickte Kind eine Wohnung im Haus des himmlischen Vaters haben werden, so wie der gekreuzigte Jesus von den Toten auferstanden ist. Über die Zeit hinaus hoffen heisst darauf vertrauen, dass Gott alle tröstet, wie eine Mutter tröstet.

Auf dem Boden der Wirklichkeit dieser Welt lässt es sich erahnen: «Uns ist ein Kind geboren!» erzählt von dem Neuanfang, der möglich ist. Das verändert den Blick auf die Sorgen, die das Barometer misst, ebenso wie auf die politische Grosswetterlage. Weihnachten ist keine Hoffnung für die Zukunft, sondern eine Zukunft, die aus Hoffnung besteht und in der ein erster Schritt stets möglich bleibt. Bis der Friede von Weihnachten bei uns ankommt.

Rita Famos



Rita Famos, 57, ist Theologin und Pfarrerin und seit 2020 erste Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz. Sie ist Mitglied des Schweizerischen Rates der Religionen. Famos hat in Bern, im deutschen Halle und im amerikanischen Richmond Theologie studiert und arbeitete als Gemeindepfarrerin in Uster und im Stadtzürcher Enge-Quartier.